

Nr. 41. Bromberg, den 26. Februar 1926.

Der Schuß ins All.

Ein Roman von morgen.

Von **Otto Willi Gail.**

Copyright bei Carl Duncker Verlag Berlin W. 62.

(7. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Drittes Kapitel: Geld.

II.

Projekte.

Die Sammlung für den Bau des Korfschen Raumschiffes wurde eröffnet. In allen Zeitungen erschienen warme von Direktor Heyse verfaßte Aufrufe, die das Schicksal des Grafen Zeppelin in Erinnerung riefen und an den nationalen Sinn des Volkes appellierten.

Anläßlich der Tagung des Vereins deutscher Ingenieure ergriff Heyse, der dem Ausschuß angehörte, das Wort zu einer eindringlichen Werberede für Korfs Projekt, die mit den Worten schloß:

„— das Lenkschiff des Grafen Zeppelin hat vor Jahren den Ruhm deutschen Geistes, deutscher Technik und deutscher Arbeit über den Erdball verbreitet, daß unsere ehemaligen Feinde erkannten — dies Volk lebt — lebt trotz aller Unterdrückungen!"

Doch rasch verschluckt der graue Alltag die Feiertagsstimmung. Es ist etwas anderes, ob man im schwarzen Rock und weißen Stärkhemd an einer feierlichen Versammlung teilnimmt und mit empfänglichen Sinnen die Worte eines Redners aufnimmt: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern! — oder ob man in Hemdärmeln im Büro hinter einem Stoß unerledigter Prozeßakten sitzt und irgendeinen Meier oder Huber, der an der letzten Lieferung allerlei Mängel entdeckt zu haben glaubt, empört dahin wünscht, wo bekanntlich der Pfeffer zu wachsen pflegt.

Gewiß hatte der Aufruf Heyses seine Wirkung nicht verfehlt — aber manchem Stammtischpatrioten, der bei Gelegenheit vor Begeisterung triefte, drangen die Worte Heyses wohl ins Herz, schienen aber vor der ohnehin nicht überfüllten Börse ein unüberwindliches Hindernis vorzufinden.

Die Spenden liefen langsam und spärlich ein — sehr spärlich, obwohl sich alle größeren Zeitungen in den Dienst der Sache gestellt hatten, Zeichnungslisten auflegten und veröffentlichten.

Dessen ungeachtet ließ Korf sich nicht abhalten, den Bau zu beginnen. Er hoffte, daß von irgendeiner Seite doch noch größere Summen zufließen würden. Geheimrat Heyse wurde nicht müde, dem Stuttgarter Sozialministerium eingehend vorzustellen, wie sehr der Riesenbau am Bodensee den schwer darniederliegenden Arbeitsmarkt beleben und Hunderten von Arbeitslosen wenigstens zeitweise Beschäftigung und Lohn bieten würde. Man versprach, die Angelegenheit im Auge zu behalten, mit dem Vertreter des Reichsministeriums Rücksprache zu nehmen — man wolle sehen, was sich tun ließe — aber dabei blieb es vorläufig.

Die Zurückhaltung des Publikums wurde verstärkt durch die Ungewißheit über den Erfolg der Suchinow-Rakete, die allerorts das Tagesgespräch bildete. Man war allzusehr geneigt, die Raumrakete mit dem Korfschen Raumschiff zu identifizieren.

*

Der große mathematische Hörsaal der technischen Hochschule in München war überfüllt. Kopf an Kopf saßen die Hörer in den langen Sitzreihen, in den Gängen drängten sich die Menschen und Hunderte mußten auf der Treppe wieder umkehren, weil es unmöglich war, in dem weiten Saale auch nur das bescheidendste Stehplätzchen noch zu finden.

August Korf sprach über das Problem der Raumschiffahrt und seine Lösung.

Am Katheder stand der breitschultrige Mann mit dem vielgenannten Namen — die hellen grauen Augen überflogen die Zuhörerschaft, während seine Finger von einem Stückchen Kreide die Papierumhüllung ablösten. Er wartete ruhig, bis die Unruhe im Saale sich legte.

Dann begann er:

„Meine Damen und Herren! Die Rakete des russischen Ingenieurs Suchinow hat der Menschheit gezeigt, daß die Reise auf den Mond aus dem Bereich der Fabel herausgerückt und Wirklichkeit geworden ist."

Lautlose Stille lag über dem Auditorium — wie gebannt hingen aller Blicke an den Lippen des Dozenten.

„Der Schuß ins All ist nichts absolut Neues. Vor Jahrzehnten schon haben sich bedeutende Physiker mit diesem Problem beschäftigt und seine Durchführung nach Überwindung einiger technischer Schwierigkeiten als durchaus möglich bezeichnet.

Die ersten und einfachsten Projekte dieser Art beruhten darauf, einen Körper mit so großer Geschwindigkeit von der Erde wegzuschleudern, daß er, den Anziehungsbereich der Erde überwindend, nicht auf unseren Planeten zurückfällt. Doch diese Idee mußte — außer in der Phantasie von Romanen Jules Vernescher Art — unausführbar bleiben, da einem solchen Geschoß die ganze notwendige Geschwindigkeit von nicht weniger als zwölftausend Kilometern in der Sekunde noch im Geschützlauf erteilt werden müßte. Ganz abgesehen davon, daß kein lebendes Wesen eine solche Beschleunigung aushalten kann, gehört auch der Bau eines derartigen Riesen-Geschützes in das Reich der Utopie.

Ein brauchbares Hilfsmittel dagegen bildet die Rakete, deren Wirkung auf dem Rückstoß von mit großer Gewalt durch enge Düsen ausströmenden Explosionsgasen beruht. Die Bewegung der Rakete wird nicht etwa dadurch erzeugt, daß sich die ausströmenden Feuergase auf der Luft stützen, sondern sie basiert auf dem rein mechanischen Gesetz von der Erhaltung des Schwerpunktes — demselben Gesetz, welches den Rückstoß feuernder Geschütze bedingt. Deshalb versagt auch das Raketenprinzip nicht im luftleeren Raum, sondern entwickelt gerade dort seine größte Wirksamkeit, da ja Luftwiderstand und Erdanziehung nur ein Hindernis für die Bewegung der Rakete bilden."

Korf bedeckte dann die beiden großen Zeichentafeln des Hörsaales mit Skizzen und Formeln, an denen er Wirkungsweise und Konstruktion der Raumrakete erläuterte.

„Sie sehen," fuhr er fort, „es ist durchaus möglich, eine Raketenmaschine relativ langsam von der Erde abzulassen, das heißt: mit einer Beschleunigung, deren Druck der menschliche Organismus noch ertragen kann. Da nun die Menge der mitzuführenden Betriebsmittel in der technischen Ausführbarkeit des Apparates ihre Grenze findet, so hängt alles von der Art des Treibstoffes und der ihm innewohnenden chemischen Energie ab.

Meine früheren Versuche haben nun ergeben, daß ein bestimmtes Gemisch hochwertiger Explosivpulver eine Intensität entwickelt, die eine entsprechend konstruierte Rakete über die Schweregrenze empor zu tragen vermag,

wenn die Maschine sehr rasch — in wenig mehr als einer Minute — von der Ruhelage auf die notwendige Fahrtgeschwindigkeit von zwölf Kilometern pro Sekunde gebracht wird. Dabei werden aber Beschleunigungsandrucke wirksam, die eine Mitnahme von Menschen ausschließen, zu mindesten das Leben der Besatzung aufs äußerste bedrohen. Eine Verlängerung der Antriebszeit würde diese Gefahr allerdings bannen — hätte aber naturgemäß zur Folge, daß die Rakete um so länger gegen das Schwerefeld der Erde ankämpfen und sich in ihren Betriebsmitteln erschöpfen müßte, bevor die zur endgültigen Überwindung des Erdfeldes erforderliche Geschwindigkeit erreicht ist.

Ob Ingenieur Suchinow ein Optimum zwischen diesen beiden Möglichkeiten gefunden hat, entzieht sich meiner Kenntnis.

Anders liegen die Dinge bei meinem Raumschiff — —"

Eine durch den Saal laufende Unruhe veranlaßte den Redner, einige Minuten zu warten, bis über der tausendköpfigen Menge wieder absolute Stille lag. Dann sprach er weiter:

„Zwar beruht meine geplante Maschine ebenfalls auf dem Raketenprinzip; doch nach langen Mühen und Fehlschlägen ist es mir endlich gelungen, eine Anordnung so zu konstruieren, die an Stelle der Pulver-Energie-Patronen die Anwendung flüssiger Treibstoffe als Kraftquelle gestattet. Damit ist das Problem der Eroberung des Sonnensystems um ein gewaltiges Stück der Verwirklichung nähergerückt; denn meine Kombination von Wasserstoff, Alkohol und Sauerstoff liefert pro Kilogramm Masse eine fast dreifach so große Energiemenge wie dasselbe Quantum des besten verwendbaren Nitrocellulosepulvers, und eine Auspuffgeschwindigkeit von über fünftausend Metern pro Sekunde.

Und darauf allein kommt es an."

Wieder ging ein Raunen durch die Zuhörer. Nach den vorangegangenen Erläuterungen war es jedem klar, was diese Tatsache für die Sicherheit der Schiffsbesatzung bedeutete — ja, daß damit die ganze Raumschiffahrtsfrage überhaupt erst einer einwandfreien Lösung entgegenging.

Mit Befriedigung bemerkte Korf den Eindruck, den seine Mitteilung hervorgerufen hatte, — wohl eine Stunde noch sprach er über sein Projekt. Eindringlich suchte er Publikum und Wissenschaftler von der Ausführbarkeit seiner Ideen zu überzeugen und mit unantastbaren Berechnungen jeden Zweifel im Keime zu ersticken, so weit es die Erfordernis der Geheimhaltung der letzten Konstruktionsdetails nur irgendwie zuließ.

„Meine Damen und Herren — ich komme zum Schluß. Das erste Ziel meines Weltenraumfahrzeuges ist die Umfahrung des Mondes. Es ist jedoch nicht mehr zweifelhaft, daß mit der erläuterten Maschine wahrhaft kosmische Geschwindigkeiten — zumal mit Ausnützung des Schwerefeldes der Sonne — erreicht werden können. Und mit Recht dürfen wir hoffen, in nicht ferner Zeit nicht nur unserer nahen Leuchte der Nacht, sondern auch den benachbarten Wandelsternen Merkur, Venus und Mars — vielleicht auch sogar dem ringgeschmückten Saturn und selbst dem fernen Neptun — bequem, sicher und bei menschenmöglichen Fahrzeiten Visiten abstatten zu können."

Als Ingenieur Korf seine Ausführungen mit einer kurzen Verbeugung schloß, lag einen Augenblick erdrückende Stille im Saal. Dann brach es los wie ein Unwetter. Der Boden schwankte unter dem Beifallsgetrampel der akademischen Jugend, rasendes Händeklatschen dankte dem großen Erfinder, brausende Rufe „Hoch Korf" erschollen, und die Menge drängte zum Katheder vor, um Korf auf den Schultern aus dem Saal zu tragen.

Da reckte sich der Schwabe — seine Augen sprühten und mit einer zwingenden Handbewegung gebot er Ruhe. Scharf klang seine klare Stimme durch den Saal:

„Deutsche Frauen und Männer, ich danke euch für eure Begeisterung! Aber beweist sie nicht durch Worte, sondern durch Taten! Helft alle mit, daß das Raumschiff nicht Projekt bleibt — ich habe mein Vermögen dafür geopfert — als Bettler stehe ich hier! Nun ist die Reihe an euch!"

Betretenes Schweigen herrschte, als Korf den Saal verließ. Doch aus Hunderten von Augenpaaren sah er das Bekenntnis zur Tat leuchten — ein Bekenntnis, das ihm neuen Mut verlieh weiterzuarbeiten an seinem großen Werk und nicht zu verzagen.

12.

Ein erzwungenes Darlehen.

Doktor Finkle hatte inzwischen die Zeit nicht ungenützt verstreichen lassen. Er war noch einige Tage in Budapest geblieben und hatte Erkundigungen über die Verhältnisse des Ehepaares Mertens eingezogen.

Es wurde ihm immer mysteriöser, wie Korf auf diese Frau hatte hereinfallen und sie für eine ernste Wissenschaftlerin hatte halten können. Wenn auch die gehässigen Aussagen des Berliner Hausmeisters übertrieben gewesen sein mochten, so stand es doch außer Zweifel, daß Frau Mertens, die nicht ohne Erfolg als erste Ballettänzerin am Orpheum auftrat und ein oft genug die Grenze des Erlaubten überschreitendes leichtsinniges Leben führte, sich für nichts anderes interessierte, als Garderoben, neue Tänze, kostspielige Diners und zahlkräftige Kavaliere. Gustl mußte mit Blindheit geschlagen gewesen sein, als er diese Lebedame als Assistentin aufnahm.

Durch deutsche Zeitungen, die Sam sich kommen ließ, erfuhr er von der Eröffnung der Korfschen Sammlung und fand auch eine wörtliche Wiedergabe der Münchener Vorlesungen. Mit großem Interesse verfolgte er die täglichen Meldungen über die Bahn der Rakete, die nun den Mond umkreiste.

„Wird sie zurückkehren — wird sie durch den Mond festgehalten — lebt der Insasse noch — wird sie bei der Rückkehr verunglücken?" das waren die Fragen, die Tag für Tag in der Presse breitgetreten und mit mehr oder weniger logischen Gründen behandelt wurden. Noch immer war das Schicksal des „Schusses ins All" ungewiß, als Sam die heitere, leichtlebige Donaustadt verließ, um in Bukarest seine Pläne weiter zu verfolgen. Korf hatte er noch keine Nachricht gegeben — erst mußte er volle Gewißheit haben.

Finkle wählte den Umweg über Hermannstadt, um sich im Oltutale ein bißchen umzusehen, bevor er Herrn Vacaresen mit seinem Besuche beehrte.

In Calimanesti verließ er den Bummelzug, der zweimal täglich in einem unerhörten Schneckentempo durch das enge Tal von Hermannstadt nach Slatina schnaubte. Vergebens sah er sich nach einem Wagen um. Es blieb nichts anderes übrig, als den stundenlangen Weg über Berislavesti nach Suicit zu Fuß zu bewältigen. Er ließ sich Zeit und genoß in vollen Zügen die erhabene Landschaft, in der alle kleinen Hügel und Vorberge fehlten und die himmelragenden dunkel bewaldeten Karpathenblöcke unvermittelt steil aus dem Tal emporstiegen.

In Suicii kamen ihm seine mageren rumänischen Sprachkenntnisse zustatten. Vorsichtig fragte er die schmutzigen, trotz der Spätsommerhitze in dicke Felle gehüllten Bergbewohner aus, die sich von dem Schrecken, den ihnen die knatternde Rakete eingejagt, noch nicht erholt hatten. Unter sichtlichem Entsetzen erzählten sie in einem Gemisch von Rumänisch und Ungarisch von dem Teufelswerk auf dem Hochplateau. Die Erde sei aufgebrochen, höllischer Feuerschein habe die Berge überflutet und man habe geglaubt, der Weltuntergang sei gekommen.

„Wissen Sie, Domnul", raunte ein alter zerlumpter Kuhhirte Sam zu, „das ging nicht mit rechten Dingen zu da oben — da steckt der Leibhaftige dahinter. Denken Sie sich — als das Teufelsgetöse zu Ende war, da überzog sich der Himmel mit dichten Wolken, grauer Nebel lag wochenlang im Tal und —"

„Das ist doch nichts Merkwürdiges!" lachte Sam.

„Spotten Sie nicht, Domnul! Nirgends lag Nebel von Cainenii bis Slatina, als nur hier in der Umgebung des verhexten Plateaus — und es war kein gewöhnlicher Nebel — ganz dichte, schwere Schwaden waren es und sie waren heiß wie die Mamaligasuppe — und —" er brachte seinen Mund fast an Sams Ohren und flüsterte, — „und sie stanken wie Pech und Schwefel!"

Sam erinnerte sich, daß Korf ihm einmal erklärt hatte, die Energiepatrone sei mit Pulverstoffen gefüllt, die bei der Explosion ein äußerst übelriechendes Gas entwickeln würden. Richtig — er hatte dabei erwähnt, die startende Rakete hinterließ einen Schweif von solchen überhitzten Verbrennungsgasen, so daß es ratsam sei, die Maschine nicht gerade an dicht besiedelten Orten abzulassen.

„Kann man das Werk am Monastirea Valeni ansehen?" fragte er.

Der Alte bekreuzigte sich: „Um Ihrer Seligkeit willen, Domnul, gehen Sie nicht dahin! Kein Christenmensch betritt mehr das Tal von Valeni, wo nachts die armen Seelen für den Leibhaftigen schaffen müssen."

Trotz dieser eindringlichen Warnung schlendert Sam den aufgeweichten und von Lastkraftwagen ausgefahrenen Weg hinter zum Kloster. Die Villen am Berghang schienen verlassen, auch eine Drahtseilbahn hing still und unbewegt über dem Tal. Im Klosterhof waren einige Leute damit beschäftigt, große Stahlbehälter in Stöße zu schichten. Unangefochten gelangte Sam durch das Portal und sah eine Weile den Leuten zu. Wie spielend hob er eine der herumliegenden Stahlhülsen auf, die wie Gewehrpatronen aussahen und wohl einen Liter fassen mochten.

„Kann ich Herrn Suchinow sprechen?" fragte er dann plötzlich. Erschrocken wandten sich die Arbeiter, die Sam bisher den Rücken zugekehrt hatten, um und starrten den Eindringling verdutzt an. Da keine Antwort erfolgte, wieder-

holte er seine Frage in französischer Sprache — mit demselben Mißerfolg. „Suchinow?“ sagte er dann langsam und betonte jede einzelne Silbe, „Su—chi—now?“ Dazu eine fragende Handbewegung!

„Suchinow?“ wiederholte der eine Arbeiter, „Suchinow Bucarestil“ und deutete nach Süden.

Ohne sich um den Besucher weiter zu kümmern, wandten sich die Leute wieder ihrer Arbeit zu.

Sam stieg zum Hochplateau hinauf.

Mächtige, hohe Betonpfeiler ragten in die Luft und umsäumten einen kreisrunden, tief aufgewühlten Erdtrichter, der zur Hälfte mit schlammigem Erdbrei gefüllt war. Weit im Umkreis lagen Erdschollen verstreut — es sah aus, als ob eine Granate allerschwersten Kalibers zwischen den Pfeilern eingeschlagen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dornfelder Volkshochschule.

Etwa 30 Kilometer genau südlich Lemberg (Lwów), der Hauptstadt des ehemaligen Galiziens, liegt ein deutsches Siedlungsdorf, das den Namen Dornfeld trägt. Vor etwa 140 Jahren waren schwäbische und fränkische Bauern aus ihrer süddeutschen Heimat donauabwärts gewandert, sich eine neue Heimat zu suchen, und hier fanden sie einen Dornenacker, den deutscher Fleiß und deutsche Kraft zu einem fruchtbaren Gefilde verwandelt hat. Zäh wie die Ahnen haben Kinder und Enkel an Väterart und Sitte festgehalten, und schwäbische Lieder erschallen, von blondlockigne Buben und Mädeln gesungen, durch das freundliche Dorf.

Dieses Dornfeld sollte jedem Deutschen in Polen ein wohlklingender Name sein. Ragt doch aus seinen Mauern der schmucke Bau des ersten, und bis vor kurzem einzigen deutschen Volkshochschulheims in Polen empor, das im Jahre 1919 von dem Leiter der Anstalt Pfarrer Dr. Seefeldt gegründet wurde.

In diesem Volkshochschulheim werden alljährlich zwei Lehrkurse abgehalten, und zwar von November bis Februar ein Lehrgang für Burschen und in den Monaten März bis Juni ein Lehrgang für Mädchen. Der diesjährige Mädchenkursus soll am 8. März 1926 beginnen.

Das Volkshochschulheim vermag etwa 16—20 junge Menschen, die nicht unter 17 Jahren alt sein dürfen, zu fassen. Ohne Rücksicht auf Vorbildung und Berufsstellung werden sie bei uns aufgenommen. Da sitzt der Landwirtssohn neben dem Gymnasialabiturienten und der junge Handwerker vielleicht neben dem Studenten oder Lehrer. Alle bindet das gleiche Ziel: Nicht Berufsfertigkeit wollen sie erlangen, nicht empfehlende Zeugnisse sich erwerben, nein, sie kommen ernsteren Zielen nachzugehen. Sie haben bereits erkannt, daß über allem Beruflichen, über allen Äußerlichkeiten des Alltagslebens etwas Höheres steht, nämlich das Innenleben des Menschen, der sein Leben zu führen hat. Ich sage zu führen, denn die meisten Menschen werden heute vom Leben geführt, selbst dann und dort, wo es dem eigenen Willen gestattet ist, die Grenzen des Lebenszwanges zu durchbrechen. Sie haben stumm ihr Geschick sich aufgeladen und gehen freudelos, einsam durch ihr Leben dahin. Andere werfen sich, von der Last des Alltags gedrückt, leichtfertig in den Strudel oberflächlicher Vergnügungen, um jedoch bald dessen inne zu werden, daß sie auch hier keine Befriedigung finden können. So viele Landsleute gehen heute ganz gleichgültig den Weg der Masse und werden dabei zu Sklaven ihres Ich und ihres Schicksals, das sie dann verwünschen.

Allen jungen Menschen, die nach einem Halt im Leben suchen, will die Volkshochschule helfen. Sie will diese Ringenden einmal aus den Stürmen des Tages herausnehmen und in dem stillen, sonnigen Heim ihnen wahres Menschentum nahebringen. In fröhlichem Spiel, Sport und Turnen soll der Körper sich stählen und üben. An innigem Lied und an tiefer Musik soll das Gemüt sich erquicken. An ernsten Vorträgen aber, die aus den Vorbildern der Menschheitsgeschichte und unserer großen Geisteshelden das Weltgeschehen zeigen, soll sich allmählich bei den Hörern als reifer Kern ein tiefes Selbsterkennen und eine bewußte Lebens- und Weltanschauung herausbilden. Nicht mehr unter, sondern über dem Leben zu stehen, nicht mehr unter seinem Drucke zu seufzen, sondern aus seinen grauen Sorgentagen sich lichte Feiertage zu wandeln, das will die Volkshochschule. Sie will ein neues, selbstbewußtes und starkes Volks- und Menschentum aufbauen an denen, die berufen sind, Zukunft und Schicksal auf ihre Schultern zu laden. Möchten doch unsere deutschen Burschen und Mädchen sich noch mehr von diesen schönen Idealen durchglühen lassen und herbeiströmen, diesen neuen Geist zu erleben. Es wird einem jeden ernst Strebenden möglich gemacht, einen solchen Volkshochschulkursus mitzumachen. Die Kosten für Verpflegung, Unterkunft und Unterricht belaufen sich für einen viermonatigen Kursus auf 220 zł. In bedürftigen Fällen kann sogar noch von der Kreishochschulleitung Stipendium gewährt werden. Alle weitere Auskunft kann durch den Leiter der Volkshochschule, Herrn Dr. Seefeldt-Dornfeld, p. Szczerzec, woj. Lwów, gegen Erstattung des Rückportos eingeholt werden.

So lade ich die vorwärtsstrebende Jugend auch unseres Posener Landes ein, den Ruf nicht umsonst verhallen zu lassen. Kommt herunter in die fruchtbaren Karpathenfelder und ein Born frischen Lebensgeistes wird Euch erquicken. Ich schließe meine Einladung mit den Worten unseres Weimarer Dichters Friedrich Lienhard, eines persönlichen Freundes unserer Dornfelder Volkshochschule, weil diese Worte vielleicht am besten die Art unserer Anstalt und ihre Ziele umschreiben:

„Die haben mein Wort und Werk verstanden,
Die sich ausstrahlen in dunklen Landen,
Die, fackeltragend in Finsternissen
Lichthungrige Seelen zu finden wissen
Und unaufdringlich, fein und frei
Erzählen, wie schön es im Lichtland sei.“

In Feuersnot.

Skizze von R. Frielingsdorf.

Schwarze Nacht umhüllt das Dorf. Tiefes Schweigen liegt auch über dem großen Sägewerk, das sich mit seinen riesigen Holzstapeln eng zwischen das Dorf und den nahen Wald schmiegt. Heute herrscht eine seltene Finsternis. Kein Sternlein lugt durch den dicken Wolkenvorhang. Ein kalter Wind singt in den Lüften sein eintönig Lied. Kreuz und quer durch die Stapel der zerschnittenen Baumriesen geht der Wächter mit seinem Hunde. Was ist es nur, das ihm heute so schwer auf der Seele liegt? Er kennt doch sonst keine Furcht. Viele hundert Nächte hat er hier schon sein verantwortungsvolles Amt versehen, auch in jener schweren Zeit, da die Holzdiebe ihm das Leben so sauer machten. Immer hat er seinen Posten brav ausgefüllt. Mit seinem treuen Harras ist es ihm stets gelungen, den lauernden Gefahren der Nacht zu begegnen. Schwer und atembeklemmend drückt es ihm das Herz ab, etwas Ungewisses, Heimtückisches. Und immer wieder, wenn er es mit seinem melancholischen Westfalenblut entschuldigen will, fühlt er doch selbst, daß er gegen die unheimliche Ahnung nicht Herr wird. Auch der Hund ist so unruhig heute. Jetzt jault er gar leise und schnüffelt mit hocherhobener Nase in der Luft herum. Was hat das Tier nur? Es zerrt an der Leine. Willig folgt der Wächter in der Richtung, die ihm sein kluger Begleiter weist. Er führt ihn hin zur großen Säge, die tagsüber die großen Stämme in Bretter zerschneidet.

Doch jetzt — grundgütiger Gott — jetzt merkt auch er es — Brandgeruch ist in der Luft. Aber er sieht nichts. Er geht um die Säge herum. Der Geruch wird stärker, aber immer noch ist nichts zu sehen. Der Hund winselt erbärmlich. Jetzt, im Schein der aufblitzenden Lampe sieht der Wächter auch leichte Rauchschwaden aufsteigen — aus dem Boden. Er schaut hinunter. Da — ja wahrhaftig, da unter dem Bretterbelag ein Funkeln. Das Sägemehl hat sich entzündet. Wie ein Blitz durchzuckt ihn diese Erkenntnis. Mit einem Blick überschaut er die Größe der Gefahr. Wie gehetzt rast er zur Sirene und setzt sie in Bewegung. Schauerlich tönt das Heulen in die schweigende Nacht. So muß der Ruf zum jüngsten Gericht in die Gräber dringen und die Toten furchtbar wecken.

Und während die Sirene immer noch ihren Hilferuf zum schlafenden Dorfe hinüberheult, schaut der Wächter hinter sich. Allmächtiger Gott! Bei der großen Säg züngelt's empor. Gierig leckende Flammen, vom Winde entfacht, kriechen an die Holzstöße heran. Beißender Rauch trägt der Wind herüber. Jetzt werden auch die da drüben im Dorfe wach. Gellend klagt das Brandhorn durch die stillen Straßen. In fliegender Hast aber stürzt der Wächter zum Brandherde zurück. Er braucht den Dörflern nicht mehr zu melden, wo die Brandstelle ist; denn schon verrät sie leuchtendes Rot, das gespenstisch zum Himmel aufsteigt.

Jetzt aber, da die Gefahr riesengroß vor ihm steht und nicht mehr geheimnisvoll im Dunkeln lauert, weicht der Albdruck von des Wächters Brust. Jetzt kennt er nur noch seine Pflicht. Mit fliegenden Händen reißt er im Wächterhaus zwei Handfeuerlöscher herunter und stürzt damit zur Brandstelle. Zischend faucht der Inhalt des ersten Apparates in die wachsende Glut, die heiß zu ihm herüberfengt. Ha, wie nun der Qalm ihm beizend in Mund und Augen dringt. Nichts kann er mehr unterscheiden. Wohl sieht er, daß er vor sich einen Teil der Flammen erstickt, aber der furchtbare

Qualm verdeckt alles. Zunehmende Hitze und ein grausiges Knacken und Prasseln verkünden ihm, daß das Feuer weiter um sich greift. Kühn aber schreitet er weiter hinein in das züngelnde Verderben, und jetzt hört der mutige Mann auch das Herannahen der Feuerwehr. Aber er sieht nichts mehr. Allzu nahe hat er sich dem Brandherde gewagt, selbst sein treuer Harras hat ihn im Stich gelassen. Mitten im qualmenden Rauche steht er, und wenn es ihm gelingt, die Augen einmal eine kurze Spanne zu öffnen, sieht er rings um sich durch den Rauch die Flammen lecken. Und welch eine Glut! Barmherziger Gott, schon sengt sie die Kleider an! Und der erste Löschapparat ist leer. Das Atmen will kaum mehr gelingen. Kratzender Hustenreiz zerreißt ihm die Gurgel. Herrgott, gib Kraft! Mit eiserner Faust schlägt er den zweiten Apparat auf den Boden. Wieder zischt der Inhalt heraus. So jetzt vorgehalten und dann hindurch, geradeaus in die Flammen hinein, nur nach irgend einer Seite heraus aus dieser Hölle. Krach! Das war ein Holzstoß, gegen den er gerannt. Schon halb von den gierigen Flammen zerfressen, stürzt der Stapel nun völlig zusammen. Ein Funkenregen knatterte hoch. Mehr links! Wenn er doch nur einmal sehen könnte, ob nicht irgendwoher der Wasserstrahl der Feuerwehr in die Flammen zische, damit er doch die Richtung wüßte, in der er Rettung suchen könnte.

Schon glimmen die Kleider, versengt schrumpfen die Haare zusammen und schmerzend springt die Haut und treibt brennende Blasen. Da kommt für einen Augenblick die Verzweiflung über ihn. In namenloser Qual gedenkt er seines Weibes und der Kinder. Dann aber reißt ihn der Gedanke an sie und sein Pflichtgefühl wieder hoch. Festen Schrittes, ein Gebet auf den glühenden Lippen, schreitet er weiter. Und plötzlich, da gerade vor ihm, knattert es los. Endlich ist die Feuerwehr fertig geworden, endlich zischt ein Wasserstrahl in die lodernden Flammen und gerade her zu ihm. „Gott, dir sei Dank!" Trotz Qualm und Feuersnot öffnet er einen Moment die tränenden Augen: Ja, da geht der Weg zur Rettung! Und ob auch alle Glieder schmerzen, hier, umloht von Flammen, in beizenden Rauchschwaden faltet er ergriffen die Hände und dankt dem Höchsten. Dann springt er geradeswegs den Rettern entgegen.

Hellauf schreien die Feuerwehrleute, als sie plötzlich aus den Flammen einen brennenden Menschen hervorstürzen sehen. Zwanzig Hände fangen ihn hilfreich auf. Wasser! Wasser! — —

Weich gebettet findet er sich wieder. Verwundert schlägt er die Augen auf. Kopf und Hände schmerzen furchtbar, sie sind in dicke Verbände gehüllt. Er ist daheim, in seinem Bette. Und jetzt kommt ihm auch die Erinnerung wieder an die furchtbare Nacht, die er durchlebt.

Leise beugt sich sein Weib über ihn und schaut ihm unter Tränen glücklich in die Augen. Jetzt tritt auch der Sägewerksbesitzer heran und drückt ihm sanft die verbundene Rechte. Er hatte am Bette gewartet, bis der Treue erwache. „Ihnen danke ich es, daß die Feuerwehr über den Brand noch Herr werden konnte, ohne Ihr treues Ausharren wäre ich heute ein ruinierter Mann. Ich werde Ihnen das nie vergessen!"

Der Treue will ihm antworten, aber immer noch ist's ihm, als zerkratze beißender Rauch seinen Schlund. Drum läßt er seine Augen nur dankbar hinüberleuchten zu seinem Weibe und zu seinem Brotherrn, dann aber voll glücklicher Tränen hinauf zum Himmel, an dem jetzt leuchtend die Sonne strahlt. Und leise kommt's von seinen Lippen: „Ich habe meine Pflicht getan. Gott sei Dank!"



Bunte Chronik



* **Todesanzeige und Heiratsgesuch.** Eine ungewöhnlich tüchtige Mutter heiratsfähiger Töchter und dabei eine sparsame Geschäftsfrau scheint die französische Bäckerwitwe Renée Valerois zu sein, der der Ehegemahl vor einiger Zeit starb. Sie verstand es nämlich, die Todesanzeige, auf der sie das Ableben ihres Gatten ankündigte, in höchst sinnreicher Weise mit einem Heiratsgesuch für eine noch nicht verehelichte Tochter zu verbinden. Damit aber noch nicht genug, empfahl sie in derselben Anzeige aufs wärmste ihr Geschäft den geehrten Kunden und teilte zugleich mit, daß sie es vom Ersten nächsten Monats ab verlegen werde, da sie in der Miete gesteigert wurde. Diese vielseitige Todesanzeige, die in mehreren französischen Blättern erschien, lautete folgendermaßen: Heute morgen wurde mein Gatte, unser treuer und liebevoller Vater, der Bäckermeister Henry Valerois, nach schwerer Krankheit in ein besseres Jenseits abberufen. Er hinterläßt außer einer trauernden Witwe noch zwei Töchter, von denen die ältere, Helene, verheiratet ist, während die jüngere, Hortense, im besten, heiratsfähigen Alter steht und durch die Fürsorge ihres Vaters sich im Besitz einer guten Ausstattung befindet, die sie für jeden Mann zu einer begehrenswerten Gattin macht. Die Beerdigung findet am Sonntag statt. Die untröstliche Witwe Renée Valerois und die beiden Töchter Helene Dupont und Hortense Valerois. P. S. Das Geschäft wird von der Witwe ohne Unterbrechung fortgeführt werden, da durch tüchtige Hilfskräfte dafür gesorgt ist, daß die geehrten Kunden auch weiterhin zu ihrer größten Zufriedenheit bedient werden. Doch wird es am Ersten nächsten Monats vom Boulevard des Plantes Nr. 19 nach Rue de Midi verlegt werden, da der Hauswirt die Miete ohne jeden Grund beträchtlich erhöht hat.

*

* **Ein spaßhaftes Arzt-Geschichtchen** erzählt die italienische Fachzeitschrift „Il medico italiano": Ein durch den Krieg reichgewordener Protz läßt sich einen berühmten Chirurgen „zu einer chirurgischen Operation" kommen. Bei dem „Patienten" angekommen, erfährt der Chirurg, daß der gute Mann die Entfernung eines Hühnerauges wünscht. Der Arzt protestiert nicht, sondern beseitigt seelenruhig das Hühnerauge. Als er nach dem Honorar gefragt wird, schickt er eine Rechnung über 10000 Lire „für eine chirurgische Operation". Der Protz ist ein wenig überrascht, bezahlt aber. Tags darauf bestätigt der Chirurg den Empfang des Geldes und macht seinem Kunden zugleich die Mitteilung, daß er das Honorar den Armen der Stadt überwiesen habe. Wahrscheinlich hat der Patient die Lektion, die ihm der Arzt auf diese Weise geben wollte, gar nicht begriffen und nur gedacht, daß der Arzt ein großer Dummkopf wäre.

*

* **Die letzten Reste der Maya-Rasse.** Fast mehr noch als die untergegangenen Kulturen der Azteken und der Inkas hat die geheimnisvolle, alte Mayakultur Mittelamerikas das Interesse der Wissenschaft erregt und wachgehalten. In Britisch-Honduras wurde auf einer Forschungsreise in bisher wenig bekanntem Gebiet ein Stamm von e wa fünfzig Personen entdeckt, die keine Indianer sind. Ein junges Mädchen, das rein mongolischen Typus aufweist, ist nach London gebracht worden. Die Hautfarbe ist ein mattes Braun, das Haar ist schwarz. Das entdeckte Dorf befindet sich im Krater eines seit langem erloschenen Vulkans. In der Nähe fand man die Ueberreste der alten, aus weißen Steinen erbauten Mayastadt Lubantun. „Diese Ueberlebenden der Mayarasse", führte der Expeditionsleiter aus, „sind Sonderlinge in unseren Augen. Nie äußern sie irgendwelche Bewegungen oder Gefühle. Auch der größte Schmerz reißt sie nicht aus ihrer Lethargie; in allem Geschehen erblicken sie ein Zeichen ihrer Schicksalsbestimmung oder etwas Uebernatürliches. Die Rasse stirbt infolge mangelnder Willens- und Lebenskraft aus."

*

* **Wie sich Schaljapin legitimiert.** Auf recht originelle Weise pflegt sich der berühmte russische Sänger Schaljapin auszuweisen, wenn ihm kein schriftliches Dokument zur Verfügung steht. Kürzlich geschah es, daß er auf einer Reise auf dem Postamt nach einem Lagerbrief fragen wollte. Seine Ausweispapiere hatte er jedoch zu Hause gelassen. Der Schalterbeamte weigerte sich, den Brief ohne Vorweisung einer Legitimation auszuhändigen. Schaljapin wußte sich zu helfen. Ohne den Beamten um Erlaubnis zu fragen, begann er die Arie des Mephisto aus dem „Faust" zu singen. So etwas hatte das Postamt noch nicht erlebt. Der Beamte, der sich zuvor als recht grober Geselle erwiesen hatte, zog sofort freundlichere Saiten auf und händigte dem Sänger, dessen gewaltige Stimme ihn hinreichend auswies, ohne Zögern seine Post aus.



Lustige Ecke



* **Immer praktisch.** „Ich soll ein Paar Strümpfe für meinen kleinen Bruder holen. Haben Sie vielleicht welche für O-Beine?"

*

* **Geschäft bleibt Geschäft.** „Du, Jette, hier müssen wir recht laut singen, der Herr uff der erschten Etasche jibt immer fuffzig Fennige, damit ma uffhör'n sollen!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.